

Verunsicherte Gesellschaft – verunsicherte Soziologie?

Bericht vom 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie
6.-10. Oktober 2008 in Jena

Von Andreas Huchler

„Moderne Zeiten“ sind unsichere Zeiten – und die Zeit der Soziologie“ – Mit diesem Statement endet das Themenpapier zum 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Soeffner / Vrobruba / Dörre / Lessenich 2008: 7). Dieser implizite Optimismus in die koevolutionäre Notwendigkeit einer vor dem Hintergrund spätmoderner Unsicherheitsproduktionen auch (universitär) starken (deutschen) Soziologie wird längst nicht von allen BerufssoziologInnen geteilt. Dirk Kaesler etwa, ein seit Mitte der 1980er Jahre in ISA und DGS aktiver und renommierter Vertreter der derzeit amtierenden Professorenschaft, bekennt im hinteren Teil seines eigens für die Kongresstaschen-Beilage „Jena und die deutsche Soziologie“ aktualisierten Beitrags zur „wissenschaftssoziologischen Einordnung der Jenaer Debatte von 1922“, dass ihn Gefühle des Zorns überkommen, wenn er an die institutionelle und fachliche Verfasstheit der derzeitigen Soziologie nachdenkt. Seinen wissenschaftshistorischen Analysen zufolge befindet sich die deutsche Soziologie seit ihren universitären Anfängen auf einem „Weg von der großenwahnsinnigen ‚Leitwissenschaft‘ über die überschätzte ‚Modewissenschaft‘ zur ‚Normalwissenschaft‘, die ganz aktuell an vielen universitären Standorten in Deutschland entweder zur ‚Orchideendisziplin‘ degenerieren oder, was im Ergebnis auf das gleiche hinausläuft, zu einer ‚Begleitwissenschaft‘ verkümmern könnte“ (Kaesler 2008: 94). Der obige Titel deutet es bereits an: Auch der subjektive Kongresskommentar eines ‚Vertreters‘ des derzeitigen akademischen Mittelbaus wird neben einigen Erinnerungen hinsichtlich Organisation und Ablauf auch einige wissenschafts- und professionssoziologische Überlegungen anstellen.

Die Autoren des Programmpapiers zu den Verhandlungen des 34. Deutschen Soziologentags in Jena sehen die derzeitige Weltgesellschaft in einer „finanzmarktgetriebenen und (deshalb) zwar durchaus US-amerikanisch getriebenen, aber gleichwohl multipolaren Konkurrenzsituation“ (Soeffner / Vrobruba / Dörre / Lessenich 2008: 3). In den Tagen vor, während und nach dem DGS-Kongress in Jena konnte man – dank moderner Massenmedien – auch als Kongressteilnehmer beinahe ständig neu ins Staunen und Zweifeln darüber geraten, welche kuriosen, aber offensichtlich mittelfristig auch ‚realwirtschaftlich‘ folgenreichen Pirouetten ein sich selbst verstärkender ‚Vertrauensverlust‘ unter Finanzintermediären und deren jeweiligen Kreditoren bzw. Debitoren hervorbringen kann. Das Jenaer Kongressthema ‚Unsichere Zeiten‘ war nicht nur in dieser Hinsicht nach innen wie nach außen deutlich anschlussfähiger als jenes des Kasseler Vorgängerkongresses. Dennoch dürfte auch die in Jena erlebbare ReferentInnen-Stichprobe die Forschungsaktivitäten an deutschen Soziologie-Instituten nur verzerrt widerspiegeln. Aufgrund der Entscheidung, bereits Studierenden die Mitgliedschaft in der DGS zu ermöglichen, wurde, wie der aktuelle Vorsitzende der DGS Hans-Georg Soeffner in der Mitgliederversammlung nicht ohne Stolz berichtete, sowohl eine deutliche Verjüngung des DGS-Mitgliederstamms als auch eine Konsolidierung der vor einiger Zeit noch eher schwierigen Einnahmesituation der DGS-Kasse erreicht. Laut Soeffner sprengte entsprechend der Anteil der Noch-Studierenden unter den Kongreßteilnehmern in Jena erstmals die (kritische?) 50 %-Marke. Zumindest in den Sektionssitzungen und Ad-hoc-Gruppen fand man vorwiegend Vorträge von institutionell und fachlich z.T. noch ‚unsicheren‘ Post-Docs, DoktorandInnen – und vereinzelt sogar frischgebackenen BA-AbsolventInnen. Eine Nebenfolge der jüngsten Mitgliederverjüngung innerhalb der DGS könnte darin bestehen, dass ein nicht unerheblicher Teil der institutionell bereits fest etablierten Professorenschaft ohne aktives DGS-Amt diesem Fachkongress – der doch dem selbst gesetzten Anspruch nach die gesamte akademische So-

ziologie und nicht in erster Linie die Ergebnisse der Erstqualifizierungsbemühungen von Studierenden und DoktorandInnen (re-)präsentieren will – in wachsender Zahl ganz fernbleibt. Immerhin war diesmal mit Ulrich Beck, Richard Münch, Claus Offe, Wolfgang Streeck und einigen weiteren, über die engeren Fachgrenzen hinaus bekannt gewordenen ProfessorInnen zumindest an einzelnen Konferenztagen eine prinzipiell ausreichende Zahl von (Alt-)Stars' auch physisch präsent. Mit Colin Crouch, Nancy Frazer, Robert Castel fanden zudem auch wieder einige international einschlägige AutorInnen den Weg zum größten deutschen SoziologInnen-Kongress.

Die zahlreichen Fachvorträge und Diskussionsrunden in den Plenums-, Sektions-, AG- und Adhoc-Gruppen-Veranstaltungen haben sich mit einer Vielzahl von klassischen und neuartigen sozialen Phänomenen und Entwicklungstendenzen auseinandergesetzt. Im Fokus vieler Referate standen Symptome und absehbare Folgen des anhaltenden Wandels des Weltklimas, der Finanz-, Medien- und Arbeitswelt, der Geschlechterverhältnisse und der hieraus womöglich emergierenden neuartigen Modi der Vergemeinschaftung. Ähnlich wie auf früheren DGS-Kongressen wurden auch in Jena die Vormittage großzügig für täglich jeweils nur drei parallel laufende Plenumsveranstaltungen reserviert. Während man sich vormittags des Öfteren ernsthaft fragen konnte, ob es sich wirklich gelohnt hat, für die teilweise nicht nur in Form, sondern auch in Inhalt eher mäßig inspirierenden Plenumsvorträge schon deutlich vor 9 Uhr das Hotel zu verlassen, sah man sich spätestens in der Mittagspause täglich aufs Neue vor die logistische Herausforderung gestellt, für die Zeit zwischen 14.15 und 17.00 Uhr einen raffinierten Zeit- und Wegeplan auszutüfteln, mit dem es gelingen könnte, aus den ca. 20 bis 25 zeitgleich stattfindenden Sektionstagungen, AGs und Adhoc-Gruppen ein subjektives Maximum an interessanten Anregungen für eigene Forschungsprojekte herauszuholen. Zudem gingen auch in Jena die wenigen Veranstaltungen, die sich mit grundlagentheoretischen oder methodologischen ‚Dauer-Fragen‘ der Disziplin beschäftigten, in der Fülle der ansonsten vorwiegend konzeptionell gehaltenen oder qualitativ-phänomenbezogenen Spezialsoziologie-Vorträge etwas unter. Wünschenswert wäre, dass bei der zukünftigen Kongressorganisation zumindest ein wenig darauf geachtet wird, dass inhaltlich eng verwandte Sektionstagungen und AG-Sitzungen – etwa im Bereich der Wirtschaftssoziologie, der Industrie- bzw. Organisationssoziologie und der Netzwerkforschung – nach Möglichkeit nicht exakt zeitgleich stattfinden. Vor dem Hintergrund von teilweise eher mäßig besuchten Plenumsveranstaltungen wäre zudem überlegenswert, ob man zukünftig nicht zumindest einen Teil der AGs und Ad-Hoc-Gruppen auf die Vormittage verlagert. Auffallend war weiterhin, dass eher populäre Veranstaltungen wie jene mit Günter Wallraff die großen Hörsäle teilweise zum Überlaufen brachten, während professionspolitisch relativ wichtige Podiumsdiskussionen und gar die DGS-Mitgliederversammlung nur mit stellenweise peinlich schwach besetztem Auditorium stattfinden konnten. Obwohl grundsätzlich nichts gegen ein kulturelles Rahmenprogramm spricht, stellt sich schließlich die Frage, ob man mit der offiziellen Einladung (und Finanzierung?) von Punk-Bands, die mit Liedern wie ‚F***t das System‘ bekannt geworden sind, nicht einer der Community weniger wohlgesonnenen Presse nichtintendiert eine Vorlage dafür liefert, in der Medienöffentlichkeit alte Vorurteile gegenüber der Soziologie zu reaktualisieren. Auch in anderen Hinsichten wird man als Fachgesellschaft in Sachen Medien- und Pressemanagement in Vorbereitung und Durchführung zukünftiger DGS-Kongresse an der einen oder anderen Stelle noch professionalisierter vorgehen müssen.

Die (deutsche) Soziologie ist – vielleicht stärker denn je – selbst verunsichert hinsichtlich der Frage, welchen Beitrag sie im 21. Jahrhundert für die sie – im doppelten Sinne – ‚aushaltende‘ Gesellschaft noch leisten kann. Aus Sicht des eingangs zitierten Dirk Kaesler sind es im Wesentlichen vier Elemente, die der deutschen Soziologie an Universitäten eine unsichere Zukunft bescheren könnten: 1. „die flächendeckend eingeführten und größtenteils aufgezwungenen BA / MA-Studiengänge“ (Kaesler 2008: 94), 2. die finanziell und organisatorisch mo-

tivierte, personelle Abwanderung von ursprünglich soziologisch ausgebildeten KollegInnen in Fächer mit scheinbar attraktiver klingenden „studies“-Fachbezeichnungen, 3. disziplinenintern eine wissenschaftstheoretische Diskriminierung und sukzessive Verdrängung der weichen „Zeitdiagnostiker“ durch die „„strengen Verwalter des positivistischen Wissenschaftsverständnisses“ (ebd.) und schließlich 4. „die endgültige Verbannung von ‚Gesellschaftskritik‘ aus dem akademischen Geschäft der Soziologie“ (ebd.: 95).

Aus Sicht eines Vertreters des akademischen Mittelbaus, der bislang noch vorwiegend durch das alte Diplom- / Magister-System sozialisiert worden ist, bleibt Kaeslers Ursachenanalyse etwas zu sehr an der Oberfläche. Die breitflächige Durchsetzung der Bologna-Abschlüsse könnte tatsächlich dazu beitragen, dass sich bald pro Jahrgang ein geringerer Anteil an Studienanfängern explizit für das an Schulen (zunehmend) unbekannte Fach ‚Soziologie‘ einschreiben werden als bislang. Weiterhin wird man sich als besonders lektüre- und methodenintensive Disziplin auch in nichtkonsekutiven, aber dennoch per se eher ‚forschungsorientierten‘ Soziologie-Master-Programmen vor der Herausforderung sehen, den für eine disziplinäre Sozialisation notwendigen Theorie- und Methodenkanon in nur zwei bis drei Semestern zu vermitteln. Die scheinbar umstandslose Abwanderung von KollegInnen in auf Studienanfänger attraktiver wirkende „studies“-Studiengänge könnte allerdings auch damit zu tun haben, dass es bereits der derzeit in Deutschland amtierenden Soziologie-Ordinarienschaft der Baby-Boom-Generation nicht (mehr) gelingt, dem eigenen Forschernachwuchs in ausreichender Quantität und Qualität eine akademische Karriereperspektive an Soziologie-Instituten zu bieten. Selbst viel versprechende Nachwuchswissenschaftler sehen sich in Deutschland immer häufiger dazu gezwungen, eine DoktorandInnen- oder HabilitandInnen-Stelle an einem Institut der in der Lehre stärker nachgefragten Wirtschafts- oder Kulturwissenschaften anzunehmen. Wenn noch nicht einmal der eigene Fachverband es schafft, Berufungskommissionsmitgliedern und Post-Docs gleichermaßen zeitnah ein soziologieeigenes Journal-Ranking als Orientierungshilfe zur Verfügung zu stellen, darf man sich auch nicht wundern, wenn die aufgrund des Wegfalls der früheren Oberassistentenstellen heute vielfach prekär beschäftigten Soziologie-Post-Docs ihre Forschungsprojekte verstärkt im Hinblick auf eine Erhöhung der Annahmewahrscheinlichkeit in Journals optimieren, die nicht von soziologischen Fachvertretern ge-peer-reviewt oder herausgegeben werden, aber bei entsprechender Akkumulation zumindest eine Junior-Professur in Nachbardisziplinen wahrscheinlicher machen. Man muss nicht, wie Kaesler, den Positivismusstreit wieder aufleben lassen, um feststellen zu können, dass die im Wesentlichen an Marx bzw. Durkheim anschließenden Traditionen des kritisch-emanzipatorisch bzw. funktionalistisch-holistisch motivierten ‚grand theorizing‘ seit dem Abtritt der letzten Generation der Theorie-Synthetisierer fachintern etwas von ihrer einstigen Hegemonialstellung verloren haben. Während auf der einen Seite eine relativ eng mit dem kausalwissenschaftlichen Falsifikationismus verwobene Rational-Choice-Community methodisch und theoretisch zunehmend mit ‚Behavioural Economics‘ oder ‚experimenteller Spieltheorie‘ konvergiert, lässt sich eine an Tarde, Nietzsche und Deleuze anknüpfende poststrukturalistische Ereignis-Philosophie, etwa in der Ausprägung der Akteur-Netzwerk-Theorie, ohne größere Umetikettierungen auch als Kultur-Semiotik, Ethnografie oder gar empirische Philosophie an kulturwissenschaftlichen Instituten unterbringen. In dem Maße, in dem in der deutschen Soziologie das Erbe von Marx (Ungleichheit, Ideologiekritik), Simmel (Formen der Vergesellschaftung), Durkheim (evolutionärer Funktionalismus), Weber (Religions-, Herrschafts- und Bürokratiesoziologie) und Goffman (Interaktionsethologie) theoretisch und konzeptionell in Vergessenheit gerät, wird sich soziologische Lehre und Forschung – wie Kaesler prognostiziert – in Zukunft tatsächlich ohne Weiteres auch als primär wirtschaftswissenschaftlich oder aber primär kulturwissenschaftlich motivierte Forschung verkaufen lassen. Vor diesem Hintergrund müssten sich die etablierte Soziologie-Ordinarienschaft und die DGS als Fachvertretung die Frage stellen, welche Beiträge sie bereits heute mit ihrem eigenen Kommunikations- und Entscheidungsverhalten leisten können, um die Soziologie in symbolischer (in Form alter oder neuer Ab-

grenzungen gegenüber anderen Disziplinen, Wiedereingliederung von abgewanderten Spezialsoziologien, offensive Professionspolitik) als auch materieller Hinsicht (in Form des Erhalts oder gar Ausbaus von genuin soziologischen Studiengängen, Lehrstühlen und Forscher-Communities) als eigenständige akademische Disziplin zu erhalten.

Einige der im Zusammenhang mit dem DGS-Kongress in Jena beobachtbaren Entwicklungen stimmen in dieser Hinsicht eher pessimistisch, einige andere glücklicherweise auch optimistisch. So stimmt eher pessimistisch, dass die DGS als Fachvertretung offenbar nicht mehr verhindern konnte, dass das bislang hauptsächlich von SoziologInnen gelehrt Fach ‚Sozialkunde‘ zugunsten des Faches ‚Politik und Wirtschaft‘ von der KMK aus dem Curriculum der zukünftigen Lehramtsausbildung in den 16 Bundesländern gestrichen wurde. Unprofessionell mutet es zudem an, wenn die angeblich kurz nach dem Kongress aus dem Amt scheidende DGS-Beauftragte für ‚Internationale Angelegenheiten‘ vor versammelter Mitgliedschaft und unter Kopräsenz des ISA-Vizepräsidenten eingestehen muss, dass sie es aufgrund einer persönlichen Präferenz für die ESA während ihrer gesamten Amtszeit nicht für notwendig erachtet hat, zwecks Informationsaustausch auch Kontakt zu Mitgliedern des Vorstands der ISA aufzunehmen. Schließlich geben auch einige Äußerungen von Teilnehmern des Forums ‚Forschungsrating Soziologie‘ Anlass zur Sorge, dass der von der Hochschulrektorenkonferenz geforderte und zunächst unter der Leitung von Friedhelm Neidhardt freiwillig vollzogene Einstieg in die Selbstevaluierung von Forschungsleistungen einzelner ‚Einheiten‘ im Falle einer regelmäßig wiederkehrenden Institutionalisierung über kurz oder lang zu einem Instrument der jeweils (demokratisch?) beauftragten Fachvertreter im symbolischen Kampf um die fachinterne Durchsetzung einer ganz bestimmten Form von soziologischer Forschungs- und Publikationslogik werden könnte. Unter einer von außen auferlegten Desolidarisierung unter SoziologInnen verschiedener paradigmatischer Färbungen könnte am Ende die Disziplin als Ganze nachhaltig leiden.

Zumindest etwas Anlaß zur Hoffnung auf eine auch in Zukunft starke deutsche Soziologie gibt demgegenüber die glaubhafte Ankündigung des aktuellen DGS-Vorsitzenden, dass er – zwischenzeitlich mit Unterstützung einer Vollzeit-finanzierten Sekretärin – die bereits von seinen Vorgängern eingeleiteten Bemühungen um eine weitergehende Professionalisierung der Verbandspolitik im In- und Ausland, aber auch gegenüber Nachbardisziplinen in den kommenden Jahren noch weiter ausbauen wird. Optimistisch stimmt weiterhin, dass mit der vom DGS-Vorstand genehmigten Gründung der AG Netzwerkforschung erstmals eine DGS-Adresse für die in jüngster Zeit gewachsene Zahl soziologischer Netzwerkforscher geschaffen werden wird. Einiges deutet darauf hin, dass die Soziologie des 21. Jahrhunderts besonders da neue Forschungsfelder und neue Anerkennung finden wird, wo Theorien und Methoden der quantitativen und qualitativen Netzwerkforschung fruchtbar miteinander verknüpft werden, um praxisrelevante Beschreibungen, Erklärungen und Prognosen für (nicht)intendierte Wechselbeziehungen zwischen Ansammlungen unterschiedlichster Akteure hervorzubringen. Wie Soeffner in seinem kurzen Vorwort zum Hauptprogramm des Jenaer DGS-Kongresses zu Recht anmerkt, wird sich die deutsche Soziologie zukünftig nicht mehr darin erschöpfen können, lediglich „Bilder nachzuzeichnen und wissenssoziologisch zu analysieren, die Gesellschaften von sich entwerfen“, sondern es müssten – trotz Postmoderne und allgegenwärtigem Kontingenzbewusstsein – darüber hinaus auch „sorgfältig erarbeitete, historisch und gegenwartsanalytisch begründete – auf die Zukunft hin jedoch auch wertorientierte, bedingte Prognosen“ erstellt werden (Soeffner 2008: 9). Womöglich muss eine weiterhin akademisch und damit weitgehend entscheidungsentlastet betriebene Soziologie – trotz permanenter postmoderner Selbstverunsicherung – verstärkt neuartige Wissensformen und Techniken entwickeln, mit deren Hilfe auch sozialwissenschaftlich vorinformierten Entscheidungspraktikern des 21. Jahrhunderts noch das gelingen kann, was sich schon Klassiker wie Comte und Weber von

einer Soziologie erhofft haben: invisibilisierbare oder aber rational legitimierbare Absorption von Unsicherheit.

Literatur

Kaesler, Dirk (2008): Die Soziologie auf der Suche nach akademischer Respektabilität. Eine wissenschaftssoziologische Einordnung der Jenaer Debatten von 1922, in: Silke van Dyk / Stephan Lessenich (2008), Jena und die deutsche Soziologie. Der Soziologentag 1922 und das Soziologentreffen 1934 in der Retrospektive. Frankfurt / New York, S. 81-97.

Soeffner, Hans-Georg (2008): Vorwort des Vorstandsvorsitzenden der DGS, in: Hauptprogramm des 34. DGS-Kongresses „Unsichere Zeiten“ in Jena, Wiesbaden, S. 8-10.

Soeffner, Hans-Georg / Georg Vrobruba / Klaus Dörre / Stephan Lessenich (2008): Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Themenpapier zum 34. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena, abgerufen am 7.12.2008 unter http://dgs2008.de/wp-content/uploads/2007/12/programmpapier-jena2008_end.pdf.

Dipl. Soz. Andreas Huchler
Zeppelin University Friedrichshafen
Corporate Management & Economics
Am Seemooser Horn 20
88045 Friedrichshafen
Andreas.Huchler@zeppelin-university.de